

Vom Mannsein, von Liebe und Gewalt : Brief an einen Sohn

Autor(en): **Walter, Otto F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **6 (1986)**

Heft 12

PDF erstellt am: **11.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-652126>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Diskussion

Otto F. Walter

Vom Mannsein, von Liebe und Gewalt

Brief an einen Sohn*

Lieber,

Dein Besuch wirkt nach. Mich beschäftigt, dass uns erst in den letzten zehn Minuten vor deiner Abreise das grosse Thema zufiel, das hinter dem Wort Patriarchat steht.

Du hast es angetippt. Die aufgeschlagene Zeitung auf dem Tisch zeigte links die ganzseitige Anzeige für eine sportliche Männerjacke, dreifarbig; im Hintergrund einen Eisberg, gläsern-weiss im Meer, vor dem blauen Himmel. Vorn steht er, der etwa dreissigjährige Mann. Er steht gross da, das kantig geschnittene Gesicht mit der Sonnenbrille leicht nach oben. Der Mann steht gebräunt, in Grätschstellung, Hände in den Hüften, die Hemdbrust offen. Darüber die Blockschrift: "Männer heute". Darunter: "Kauf dir die Jacke Masters X, gestylt. Sie garantiert Freiheit". Du hast ihn, hast die Jacke betrachtet. "Achtundneunzig", hast du gesagt: "nicht schlecht". Auch ich habe hingeschaut. "Der Einsame. Der Unabhängige" Und wieder du, zitierend: "Der Starke ist stark allein". Jetzt lachten wir.

"Merkwürdig", sagtest du noch: "Macho ist wieder 'in'. Woran mag das liegen?" Ich habe die Schultern gezuckt, und, wie gesagt, du hast aufbrechen müssen zur Bahn. Eine Antwort? Auch nur der Versuch dazu lag nicht mehr drin.

Die Frage beschäftigt mich. Und mir fällt auf, in unseren – wohl auch nicht zufällig seltenen persönlichen – Gesprächen war in den fünfundzwanzig Jahren deiner Existenz vom Mannsein, und was das je für uns heissen könnte, die Rede nicht. Ja, woran liegt, dass wir Männer Fragen nach uns selber und unserer kulturellen Prägung vermeiden?

Jetzt möchte ich zumindest ein paar Ansätze zu einer Antwort riskieren. Verzeih, wenn sie nicht kurz ausfällt. Und erwarte nicht Beiträge zu unserem Leben, nicht Aufarbeitung unserer Geschichte als Vater und Sohn. Was ich da schreiben will, kann bestenfalls von einer *Voraussetzung* dieser Geschichte handeln, allerdings von einer zentralen.

In den letzten paar Jahren erst ist mir, Stück für Stück, aufgegangen, welcher Kontinent hinter meiner Männerrolle liegt, persönlich, und historisch. Weisst du, vielleicht musste ich erst einmal, mit fünfunddreissig Jahren, in eine schwere Lebenskrise geraten, vielleicht musste ich erst einmal mein Karrieresoll in der Konkurrenzgesellschaft – und: ja, auch im Militär, ja: auch als Offizier – und im bürgerlichen Beruf abliefern, bevor ich, nun ausgestiegen in die Schriftstellerei, endlich und allmählich diese Frage nach den Män-

nermustern in mir zulassen konnte.

Den ersten äusseren Anstoss gab mir die Bemerkung einer Frau. Sie, I.B., die den Grossen Bären in ihren Gedichten anrief, sagte damals, vor vielleicht zwanzig Jahren, in einer Bar in Zürich, sagte über den Tisch hin: "Die Männer sind krank". Die Männer? Und sie sagte das, die Frau, die doch zu differenzieren pflegte oft bis zur Auflösung? Ich habe sie fassungslos angeschaut. Sie lächelte: "Wusstest du das nicht?"

Später las ich, wie sie vom "Faschismus (. . .) als Wort für ein privates Verhalten" (In: Der Fall Franza, München: dtv 1981, S.71) sprach und präziserte: "Der Faschismus ist das erste in einer Beziehung zwischen einem Mann und einer Frau und ich habe versucht zu sagen, (. . .) hier in dieser Gesellschaft ist immer Krieg. Es gibt nicht Krieg und Frieden, es gibt nur den Krieg" (In: Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews. München: Piper 1983, S.144).

Ich denke, sie hätte auf dem Ausdruck "krank" nicht bestanden. Sie hätte die Vermutung akzeptiert, wir Männer seien Amputierte. Unser Menschsein sei reduziert von vielleicht hundert Menschenmöglichkeiten auf deren zwölf. Auf vielleicht siebenundzwanzig Männermöglichkeiten. Wir seien beschädigt. Jedenfalls: damals erst habe ich zum erstenmal gehört, dass es so etwas gibt wie Programmierung von Menschen auf Geschlechtermuster. Und damals – nie in den Schulen zuvor – hörte ich erstmals die Behauptung, wir alle lebten im Patriarchat. Erst viel später dämmerte mir dann auch das wahrhaft Perverse: dass wir dennoch Profiteure sind, Profiteure unserer Beschädigung. Beispiel: Selbst der arbeitslose Hilfsarbeiter erhält 30 Prozent mehr Unterstützung als seine arbeitslose Kollegin. Profitieren aber fesselt, bindet ein, macht zusätzlich kaputt.

Du, im Gespräch vorgestern Abend, hast von den Wäldern gesprochen, von der Luft, vom Wasser, von der Fruchtbarkeit der Böden. "Alles ist am Sterben". Die Städte verwüstet, die Landschaften zubetoniert. Zählen wir die Ausbeutung, die Auspowerung der Dritten Welt dazu, zählen wir die offenen und verdeckten Kriege dazu, vergessen wir nicht unsere private und alltägliche Gewalt, die alltägliche Folter zwischen Männern, Frauen, Kindern und gegeneinander, und stellen wir jetzt diesen wahrhaft gründlichen Zerstörungsprozessen noch die Zahlen für die weltweite militärische Rüstung gegenüber – oder wollen wir sie dazu zählen, auch sie? – rund 1200 Milliarden Franken im Jahr – so ergibt sich eine Bilanz. Ich mag sie nicht erschreckend nennen. Meine Adjektive versagen. Soll ich dein Wort aufnehmen: merkwürdig? Eine merk-würdige Bilanz? Es ist eine Bilanz unserer Kultur. Die Bilanz der Kultur des Weissen Mannes. Und ihres Wertsystems.

Du wirst sagen: Eine einseitig negative Bilanz. Und vielleicht sagst du: Patriarchat, was heisst das schon? Wo bleibt da die Weibermacht, die gibt's doch auch? Und du sagst vielleicht: Wir leben in der Marktwirtschaft, wir leben im Westen, im Kapitalismus; im Osten, im real existierenden Sozialismus, und alle leben wir in der Industriegesellschaft von heute.

Das sind Argumente. Du hast recht, wenn wir die Leistungen dieser Kultur alle aufzählen wollten, die Leistungen, die wir als sinnvoll betrachten und auch bewundern, gewiss, das würde eine lange Liste werden. (. . .)

Aber all dem gegenüber, so meine ich, verblasst jene Bilanz der Zerstörung nicht. Die aggressive Kraft der Zerstörung der Leute und der Mutter Erde nimmt jetzt, heute, an Umfang und an rasanter Beschleunigung so sehr zu, dass sie, spätestens seit gestern, alles Lebendige mitsamt dem schönen Fortschritt zu vernichten droht. Da ist Selbstzerstörung am Werk.

Patriarchat? Es ist die zentrale Bedingung unter der wir leben, wir als Männer, als Frauen, als Kinder. Patriarchat ist eine Herrschafts- und zugleich eine Gesellschaftsform. Im Gegensatz zur mutterrechtlichen Gesellschaft der Sippen definiert sie sich nach der vom Vater abgeleiteten, der patrilinearen Geschlechterfolge im Vaterrecht. Wir können sie zusammenfassend patriarchale Kultur nennen; deren Wertesystem ist geprägt von Prinzipien, die mehrheitlich als "männlich" gelten.

Ja, wir leben im Patriarchat so sehr, dass wir – zumindest wir Männer – es kaum mehr wahrnehmen können. Wir alle sind umgeben, durchtränkt und bestimmt davon, ähnlich wie die Fische im Meer. Im Gegensatz zum Meer aber ist unsere Gesellschaftsformation kein Naturereignis; sie ist von Menschen gemacht, und das heisst übrigens, zumindest theoretisch ist sie veränderbar.

Du siehst, mir wird allmählich unmöglich, über Faschismus und Kapitalismus, über Sozialismus, Kirche, Religion oder Anarchie zu reden, über Krieg und Frieden auch in uns, ohne die patriarchale Grundbedingung unserer Systeme mitzubedenken. Ich fürchte, vor allen anderen ist sie die prägende Macht über unser Fühlen, Denken, Tun und Träumen als Frauen und Männer.

Warum hole ich so weit aus? Warum lasse ich die reichlich theoretischen Ausflüge in diesem Brief nicht weg? – Das ist wohl wahr, ich komme mir im Augenblick sehr väterlich vor, sehr patriarchal. Und komme mir dabei vor wie ein alter Hochseefischer. Er hat, weissgott spät im Leben genug, ein paar für ihn wichtige Erfahrungen gemacht, er hat ein paar Einsichten und Fragen gewonnen; und die will, die muss er erzählend jetzt weitergeben, so umfassend wie möglich, auch in der Hoffnung, dem Jüngeren einige bittere Umwege zu ersparen. Hätte ich eine Tochter, ich schriebe auch an sie.

Ja, ich will dir vom Mannsein schreiben und was es für mich, für uns heisst, gerade auch in unseren Verbindungen zu Frauen.

Aber vielleicht wartest du zunächst darauf, dass ich reagiere auf deinen Einwurf von der Macht der Frauen. Und vielleicht leuchtet dir meine Behauptung, Patriarchat sei das dominierende Prinzip unserer Kultur, noch nicht ein?

Zu dieser zweiten Frage nichts Juristisches, wenig Statistik, nur noch ein paar Feststellungen: Die Geschichtsschreibung macht uns weis, an den gesellschaftlichen und politischen Prozessen unserer 5000-jährigen Geschichte seien Frauen bisher kaum beteiligt gewesen. Unsere Geschichtsbücher sind voll von den Heldentaten von Männern, die diese Geschichte, deren Gesetze und Sitten und Weltbilder – zumeist kriegerisch – geprägt haben. Die Vorstellungen der Frauen von einem menschengemässen Zusammenleben bleiben da gesellschaftlich tatsächlich ohne Gewicht. Oder: dort, wo die stärkste politische Macht wirkt; die ökonomische Macht, sitzen an den Hebeln Männer. Oder: Schau dir unsere Parlamente an, den Ort, wo die Gesetze gemacht wer-

den: ein paar Alibifrauen noch immer – und sonst? Schau dir die Spitzenfunktionen in den Medien, in der Wirtschaft, in den Universitäten, den Verbänden oder gar in den Kirchen an, in den Gerichten, in den Armeen – Frauen?

Oder aber – und das kann überleiten zum Punkt der Frauenmacht – es gibt die paar Karrierefrauen in den oberen Rängen der Hierarchie. Sie hatten, ums zu schaffen, tüchtiger zu sein als die Männer. Sie haben sich Männertugenden wie Härte, Sturheit, Trennung von Denken und Fühlen so perfekt anzutrainieren, dass sie ihren Mann stehen können, notfalls so traurig wie Margaret Thatcher. Was beweisen sie, ausser dass auch Frauen in der Männergesellschaft tüchtig sein können. Ich glaube, in diesem Zusammenhang müssen wir wahrnehmen: im Patriarchat sind alle beschädigt, Männer und Frauen; auch Frauen sind amputiert und um Menschenmöglichkeiten gebracht. Frauen sind hier die Amputierten der Amputierten. Eine Frau schrieb das: Opfer der Opfer. (...)

Dennoch Frauenmacht. Macht von Frauen unter den Grundbedingungen des Patriarchats. Wie recht du hast: es gibt die eigenwilligen, die starken, die ihrer selbst bewussten Frauen, die mit sanfter oder harter Hand ihre Männer, Töchter, Söhne dirigieren. Es gibt sie, auch sie: die listigen, die trickreichen Frauen, die's spielend schaffen, uns Männer bei unseren Schwächen nehmend auszutricksen; uns zu foltern, unsere bärendumme Gutmütigkeit auszunützen, uns in zusätzliche Konkurrenz zueinander zu treiben, vielleicht in den Wahnsinn. (...)

Und, ja, das wissen wir, es gibt die nur schon kreatürliche Macht der Mutter. So unerbittlich das winzige werdende Leben im Bauch der Mutter seine Ansprüche auch stellt, es ist bis weit ins zweite Lebensjahr ausgeliefert an die mütterliche Allmacht. Wir beide sind Söhne. Was wissen wir von der Zeit, die wir in der Mutter verbrachten, was wissen wir von den Erfahrungen, die wir als Säuglinge gemacht haben? Unser Erinnerungsvermögen ist offensichtlich so eingerichtet, dass es uns ein Bewusstsein über jene früheste Zeit unserer Existenz verwehrt. Wir können nur vermuten, sie müssen ungeheuer prägend für uns gewesen sein. Lebenswichtig. Lebensentscheidend. Die Wissenschaft weiss da vielleicht Genaueres. Und die Frauen als Mütter wissen sicher mehr, mehr auch in der Frage, wie die Mutterschaft in ihnen eine Kraft erweckt, die von weit her kommt. Übrigens vermute ich, es gibt ihn tatsächlich, den unbewussten männlichen Neid auf Gebärfähigkeit, auf Mutterschaft. Da geschieht Menschwerdung als elementares Ereignis, vor dem wir Männer lediglich Zulieferer sind. Oder eben Kinder. Kein Wunder, führen Kirchen, etwa die katholische, patriarchale, rituelle Kulte zur "Aussegnung", wie das heisst, der Mutter nach der Geburt auf. In soviel schwer kontrollierbarer Frauenmacht als Natur steckt für uns Männer auch Unheimliches. Dem entspricht, dass diese Kreatürlichkeit Gefahr läuft, in faschistoide, blutselige Mutterschaftskulte hinaufzelebriert zu werden.

Ich wollte dir vom Mannsein schreiben. Ich glaube, als Jüngster, und einziger Sohn meiner Eltern nach zahlreichen Töchtern, hatte ich den Katalog der Männertugenden – und damit ein Wertsystem – besonders sorgfältig in

mich aufzunehmen.

Ich lernte: Mannsein, das heisst kämpfen. Heisst vor allem anderen: meine Existenz in den Kategorien von Sieg und Niederlage erleben. Ich schreib's gleich nochmal: Sieg oder Niederlage – auch in der Liebe. Ich lernte, Mannsein, das heisst trennen: hier der Kopf und die starke Faust, da ein bisschen Gemüt für den Feierabend. Mannsein heisst auch, das Gesicht nicht verlieren. Keine Zeit verlieren. Einteilen. Die Karriere nicht verpassen. Stark sein, keine Schwäche zeigen. Immer kampfbereit sein. Stärker werden als die Konkurrenz. Frauen, auch Kinder, als Bodenpersonal benutzen, als Objekte von Lust und Macht. Die Erde mir unterwerfen, auch sie, als Ding, das ich zu besitzen hätte. Verdrängen, was sanft und weich und friedfertig und zart sein könnte in mir. Meinen Körper nicht als mein Wesen, sondern als Arbeitsinstrument und als Instrument der Fortpflanzung – nicht etwa auch der Lust – empfinden. Wissen, dass ich mit allen Mitteln versuchen muss, unverwundbar zu werden. Unverwundbar werden im Leben als Kampf – und in der Liebe! – kann ich letztlich nur durch Panzerung meiner Psyche. Und ich kann es werden durch Besitz, Besitz als Macht. So lernte ich: mein letztes Argument als Mann heisst, mit der Faust auf den Tisch hauen, heisst, mit einem Wort: Gewalt.

Dieser Normenkatalog definiert ein Modell. Es umfasst – sicher unvollständig – die direkten und vor allem die stillschweigend geforderten Qualitätsmerkmale, die zum Mann zu gehören haben. Ihnen hatte ich, mich einübend, im Heranwachsen mehr und mehr zu entsprechen. Ich hatte sie mir anzutrainieren, hatte sie in mich aufzunehmen. Sie wurden nach und nach, auch gegen meine Revolten, Teil meines Körpers, meiner Haltung, auch im Denken, meiner Psyche. In diesen Qualitäten lernte ich fühlen, träumen, denken, tun – lernte es so gründlich, dass mir noch heute schwerfällt, sie zumindest ansatzweise wieder zu verlernen.

Durch wen lernte ich Mannsein? Voraus aber noch meine Vermutung: Ich bin da keinesfalls ein Sonderfall. Ich glaube, ja, ich bin überzeugt, nach dem beschriebenen Modell und seinen Klischees wurden allein in unserem Jahrhundert Milliarden von männlichen Kindern modelliert, bis tief in ihre Triebstruktur hinein. Millionen von ihnen haben als Familienoberhäupter und Inhaber sämtlicher Machtpositionen in Staat, Kirche, Schule, Gesellschaft seinen Mustern gemäss gewirkt. Und wirken und geben sie unentwegt weiter, jetzt, heute, – noch immer, noch immer.

Wie hast du, mit diesem Vater, das Modell in dich eingepägt bekommen? Hast du den Prozess anders erlebt? Sieht dein Katalog von dem, was für dich allgemein als “männlich” gilt, anders aus? Ganz anders, oder anders in welchen Einzelheiten? Du hast deine Biographie, deine Erfahrungen, die nur dir gehören, bist Teil deiner Generation. Dennoch, war da soviel anders? Anders etwa durch mich, den Vater? Ich fürchte: nein.

Nochmal, durch wen lernte ich Mannwerden und sein? Da ist vor allen anderen die Mutter. Merkwürdig, wie entscheidend sie, wie fast jede Mutter, mitformt, wo es darum geht, aus dem Sohn einen richtigen Mann zu machen. Welche Mutter schaffte es schon, gegen die 5000-jährige Tradi-

tion einen Sohn zu erziehen, der dann, zu ihrem und seinem Unglück, in der Konkurrenz der Männergesellschaft als Aussenseiter versagte? Nein, er soll sich zu wehren wissen. Er soll – ein Mutterwunsch auch im Märchen – unverwundbar werden.

Durch wen lernte ich? Ja, auch durch die Geschichten und Märchen, die sie mir erzählte, die Geschichten von den Prinzen und Helden, den Propheten und Heiligen, den Jägern und Eroberern und Rittern und den Siegern; noch in der Niederlage lernte ich die Muster bewundern, die zum Mannsein gehören. Meinen Schwestern konnte die Mutter ihr Frausein vorleben, das genügte zwar auch nicht, war aber direkter Unterricht. Mir musste sie Bilder, Vorbilder beibringen, das läuft anscheinend bei Söhnen, wo die Mutter wirkt, abstrakter als bei Töchtern.

Dann aber durch den Vater, gewiss. Er lebte Mannsein vor. Nur, das hiess, das Vorbild Vater pflegte tagsüber, oft auch abends, irgendwo draussen im Leben, unsichtbar für mich, einen Kampf zu bestehen, den ich mir nicht vorstellen konnte. Und war der Vater dann zuhause, so erzählte auch er mir Heldengeschichten, oder aber er brauchte, er, der Kämpfe, Ruhe, Bewunderung auch des Sohnes, im übrigen als einziger der Familie ein nur leicht durchgebratenes Rindssteak und eine Flasche Burgunder.

Hier gehts nicht um subjektive Schuld der Mutter, des Vaters! Auch sie Amputierte. Überhaupt nicht um Schuld. Um Verstehen. Du siehst, ich müsste dir und mir auf die Frage, wer mich die Mannesmuster lehrte, meine ganze Jugend erzählen. Die Schulzeit. Die Lehrer. Die Kollegen. Die Zeit der beruflichen Ausbildung. Die Zeit militärischer Dressur. Die Zeit des sportlichen Trainings. Ich müsste dir von den Mannsbildern meiner Lektüre erzählen, von Männern geschrieben, und erzählen von denen in der Zeitung, im Radio und – du erinnerst dich – von den Männern als Vorbild aus der Werbung, aus Film, Sport . . .

Besonders sorgenvoll hat mich die durch und durch patriarchale Kirche durch ihre Institutionen und Vertreter vertraut gemacht mit männlicher Tugend. Priesterinnen? Sie sind in der Kirche, die mich mitformte, seit 2000 Jahren nicht mehr vorgesehen. Dann aber die ersten Christen als Helden, die noch unter der Folter oder in Nero's Arena auf die Zähne beißen für ihren Glauben bis in den Tod. Genug. Wichtig ist hier eine Erfahrung: Wohl war im kirchlichen Raum viel von der Liebe, auch der Nächstenliebe die Rede. Aber diese Menschentugend wurde konkurrenziert, wurde überwältigt von den spannenderen Männertugenden des Kämpfens. Und im Grund wurde dem Lieben weniger Gewicht beigemessen als der Sünde. Triebunterdrückung, Verzicht und Opfer kamen vor allem andern.

Ich will vermuten und hoffen, die Dressur durch die Instanzen der kirchlichen Hierarchie ist für dich und für deine Generation wesentlich weniger dominant verlaufen als noch für mich.

Jedenfalls: Die Sozialisation des jungen Menschen zum Mann kommt, du siehst jetzt, geradezu durch eine Flut von Erlebnissen, Unterweisungen, Bildern, Vorbildern zustande. Sie umgeben uns als Heranwachsende, wo immer wir sind. Sie umgeben uns wie das Meer die Fische. Wie das Patriarchat, Tag für Tag.

Was heisst Frau sein? Die Kultur, in der wir leben, weist uns Männern einen Katalog von Eigenschaften zu. Diese Eigenschaften haben wir als "männlich" zu empfinden. In ähnlicher Weise wird auch den Frauen ein Teil menschlicher Eigenschaften zugewiesen, die wir lernten, als "weiblich" zu sehen. (. . .)

Ich will nicht, ich kann nicht Frausein definieren. Zu lange wurden Frauen durch Männer und deren Phantasien festgelegt. Ich kann höchstens ein paar der Klischees notieren, die unsere patriarchale Tradition den Frauen in die Seelen schreibt, wenn sie behauptet: Frauen sind das Kopflose. Sie sind unberechenbar, gefährlich, verführerisch, chaotisch, hexisch. Sie sind das Wild für den Jäger. Sie haben auf den Prinzen zu warten. Aber auch das: Frauen sind der Kreatur, der Erde, der Natur verpflichtet, sind deren Verbündete. Sie bringen das Gefühl in die Welt, sie treten ein für die Haltung des empfindsamen Umgangs unter Menschen. Sie verkörpern das Prinzip des Hegens, doch Vorsicht: sie haben die Fähigkeit, Männer in ihrem Schoss zu verschlingen. Von solcher Männerangst vor Frauen will ich dir dann gleich noch erzählen.

Männer sind halt so, das ist unsere Natur. Frauen sind halt so, das ist ihre Natur. Wir kennen die Sätze. Vielleicht konnte ich dir hier zumindest durch Ansätze zeigen, wie hart der Satz von Simone de Beauvoir trifft: "Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es." (In: Das andere Geschlecht. 1968, S.265)

Ich kann dir nur bestätigen, ich habe, wo's um deine Erziehung zum richtigen Mann ging, mitgewirkt als Vater. Vollprogrammiert auf das überlieferte Männermodell, Jahrgang 1928, und also als amputierter Mensch war ich – auch in langer Abwesenheit – stets irgendwo auch präsent als Erzieher und "vorbildlicher" Vater, auch nach der Scheidung. So habe ich, im Sinn und Auftrag des Patriarchats, kaum gebrochen funktioniert und wichtig dazu beigetragen, in dein ganzes Wesen das einzuprägen, was Mannsein noch immer bedeutet. Nein, die Chance der Wiedergutmachung von mir zu dir ist hier klein. Wie soll ich, um nur dieses Beispiel für Gewalt zu nehmen, meine Ausbrüche von Jähzorn heute zurücknehmen? Die Narben bleiben. Und es bleibt – und darauf will ich bestehen, trotz allem – die Chance der Menschwerdung. Sie können wir, in schmerzhaften Trauerprozessen anstreben, je für uns und gemeinsam. Dieser Brief mit seiner Absicht, dir und mir ein paar Zusammenhänge bewusst zu machen, wäre da bestenfalls ein erster Schritt.

Viel von dem, was ich hier für dich und mich zusammentrage, verdanke ich Gesprächen mit Frauen, auch Büchern von Frauen und Männern. (. . .)

Je mehr ich mich in diesen Tagen ins Thema vertiefe, umso mehr Aspekte und Fragen tauchen auf. Erlaube mir, hier einen Abschnitt einzufügen, worin ich sie – unmännlich unsystematisch – unter einzelnen Stichworten zumindest kurz darstelle.

– *Körperkraft*: Stell dir für einen Augenblick Paare vor, Frau und Mann, in ihren Wohnungen, auf der Strasse, im Einkaufs-Center, in den Autos, in der Bahn. Hunderte, Tausende, Millionen von Paaren. In geschätzt 80 Prozent der Fälle gehen, sitzen, schlafen Männer neben Partnerinnen, die ihnen an körper-

licher Kraft unterlegen sind. In rund 80 Prozent der Fälle leben, täglich und nachts, Frauen neben Männern, von denen sie, käme es zum physisch ausgetragenen Kampf, verprügelt werden könnten. Stellen wir zunächst fest, dass es verprügelte Frauen, geschlagen von Männern, allein in Westeuropa tausendfach täglich gibt. Stellen wir beiläufig fest, dass alt-ägyptische Skulpturen Bilder zeigen von körperlich kräftigen Frauen, die ihren kleingewachsenen Männlein neben sich den Arm schützend um die Schulter legen. (Selbst unsere männliche physische Überlegenheit ist offenkundig nicht einfach Natur; sie ist bedingt durch gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern). (...)

Welchen Einfluss hat die körperliche Überlegenheit und dass sie täglich und seit 5000 Jahren von Männern erfahren wird, auf uns, auf unser Selbstwertgefühl, auf unsere Identität? Auf unser Liebesverhalten, auf unseren verborgenen Sexismus in der Einschätzung dessen, was wir als das schwache Geschlecht zu nennen belieben? Kann ich mir Situationen vorstellen – Situationen heftigen Streits zwischen einer Frau und mir – in denen in mir zumindest der Reflex aufblitzt, meine leider eher kleinen Fäuste zu gebrauchen? Ich fürchte: ja. – Und du?

– *Spielen*: Im Gespräch mit einem Freund kam ich unlängst drauf, dass wir Männer anscheinend mit Lust Karten spielen, Spielautomaten bedienen, Schach spielen, Fussball spielen. Das Kind in uns will spielen, kein Zweifel. Können wir aber spielen, so selbstvergessen und befreit von unseren Rollenzwängen, wie Frauen es können? Sind unsere Spiele Lust? Sind wir spielend so sehr bei uns, wie Spielen diese höchste Form von Menschsein doch ermöglichen könnte? Ja, für Kampfspiele sind wir zu haben. Für Spiele, in denen gemessen wird.

Schöner Gegenbeweis: Männer, die, einzeln oder in Gruppen, auf allen den verfügbaren Stimmen, Hörnern, Pfeifen, Klarinetten, Saiteninstrumenten, Trommeln ihre Musik machen. Ich staune oft, wie heiter, wie vertieft und endlich spielerisch dem Jetzt und den Tönen und Rhythmen hingegeben wir Männer im Erzeugen zumindest improvisierter Musik dann doch sein können.

Glücksfälle? Es gibt sie.

Taucht in diesem Bild des musizierenden Mannes nicht auch eine Ahnung auf von dem, was friedliches Menschsein wäre? Oder auch, was Liebesspiel zwischen Mann und Frau, auch unter Frauen, auch unter Männern, sein könnte? Selbstvergessenes Spiel, das nicht zweckgerichtet, nicht nur Vorspiel ist?

– *Sprechen*: Zumindest überall dort, wo es um Sprache als Mittel zur Verbreitung von Ideen, Informationen, Lehrinhalten, Innovation und deren Formen geht, verfügen wir Männer über das Wort. Wir, seit Jahrtausenden, als Priester, Theologen, Richter, Staatsoberhäupter, als Philosophen, Wissenschaftler, wir als Lehrer aller oberen Stufen und als Dichter definieren die Welt und deren Bilder. Wir definieren, was Gott ist, was eine Frau ist, was der Mensch und alles, was Recht ist. Wir verfügen über die Schrift. Männer bestimmen, was wann wo wie ausführlich und in welcher Beleuchtung dargestellt in Zeitungen, Büchern oder über Sender verbreitet wird.

Haben Frauen – etwa Sappho auf Lesbos – das Wort zum Leierspiel, haben sie die Dichtung erfunden? (. . .) Sie wurden aus der Wissenschaft verjagt und aus der Kunst zurück an den Herd im Haus der Monogamie. Ihre kulturellen Leistungen – kennen wir sie? Die musikalischen Kompositionen? Die Bilder? Die Bücher? (. . .) Trägt – ein Beispiel – der Roman als Gattung mit seinen zielgerichteten Kompositionsweisen, nicht doch deutlich männliche Züge? Züge “männlicher” Gigantomanie? Selbst hier, im Künstlerischen, wo uns Männern noch am ehesten gelingt, unsere verdrängten Bilder, unsere Gegengeschlechtlichkeit aus den verschütteten Zonen des Unbewussten heraufzuholen, bestimmen unsere Maßstäbe, was Kunst, was Welt ist. Übrigens mit der Nebenfolge, dass die Männergesellschaft ihren Künstlern nur halb über den Weg traut: sind Künstler wirklich richtige Männer?

Ein Mann, ein richtiger, hat nicht, wie Kunstschaffende, mit Wirklichkeiten und Formen zu spielen. Um ernst genommen zu werden, hat er grundsätzlich zu sein. Er hat zu abstrahieren, er hat systematisch zu sein, er hat die reine Essenz der Materie auf's Allgemeingültige zu bringen: am liebsten die Welt auf die Formel. Kant. Einstein. Heisenberg. Oder die Welt als gigantisches Gebäude. Tolstoj, Joyce, Thomas Mann.

– *Leiden*: (. . .) Wenn denn nun schon Leiden verglichen werden soll – mir fällt auf, dass wir Männer zwar die Privilegien der Macht genießen – und noch der Hilfsarbeiter hat sie gegenüber seiner Kollegin, aber – da bleibt ein Aber. Da bleibt die Erfahrung, wir Männer gehen, soweit ich sehe, mit unseren Empfindungen und Gefühlen wie Anfänger um. Wir haben schon Mühe, sie zuzulassen. Wir neigen dazu, sie halt wegzustecken, umsomehr, als sie uns an das Weiche, das Zarte, das Verletzliche in uns erinnern, und eben diese Eigenschaften aber, so haben wir lernen müssen, gehören zum richtigen Mannsein nicht. Ist der Umstand, dass wir unsere Defizite nicht wahrzunehmen in der Lage sind, ein Beweis dafür, dass wir an ihnen nicht leiden? Ein Beweis dafür, dass es unser Leid nicht gibt? Oder ist es ein Beweis dafür, dass es das *bewusst gewordene Leiden* in uns nicht gibt, allenfalls in Ansätzen? Erlebst du – bei allen Privilegien – deine Zurichtung zum Mann, diesen permanenten Druck zum Kampf, zur Konkurrenz, zur Hochleistung als sinnerfülltes Dasein? Wir wissen, es gibt die Aussteiger, auch aus der Rolle. Aber aussteigen, jedenfalls beruflich, muss sich ein Mann leisten können.

Nicht der Vergleich mit Frauen ist mir hier wichtig. Wichtig, so scheint mir, ist, dass wir endlich wahrnehmen, was die herrschenden Männermuster in uns an Verstümmelung und Amputation und Kaputtheit anrichten. Anders gesagt: Was wir *Männer* im Patriarchat verlieren.

Beiläufig: geht's dir auch so, dass du dich in Männergesellschaft oft langweilst? In Sitzungen, in den Bierrunden? Ich erlebe sie und ihre Rituale als Frust. Persönliche Gespräche unter Männern? Glücksfälle. Die Geselligkeit von Frauen erlebe ich sehr oft als heiterer, offener, phantasievoller, von der Person mehr als von der Konvention geprägt. Mit Frauen kann ich ab und zu lachen bis zum Umfallen. Mit Männern?

– *Trennen*: Wie sehr Trennen zur männlichen Kondition in unserer Kultur gehört, habe ich versucht, dir darzulegen, – teilen in oben und unten, gut

und böse. Geschieht das nicht auch laufend in uns selbst? Was spalte ich als Mann in mir ab von dem, was als reduziertes Ich in mir übrigbleibt? Wie funktioniert die Instanz, die uns die Angst oder das Zarte in uns tendenziell zu verleugnen gebietet? Diese amputierten Teile lösen sich nicht auf, sie existieren, ich kann sie in Träumen erahnen. Sie bleiben ein Stück meiner selbst. Ein ungelebtes Stück Leben. Sie führen ihr unentwickeltes Schattendasein in meiner desintegrierten Existenz fort. Sie regen sich in uns, sie rächen sich durch Verwandlung in das Monster, das in den Nachtseiten wohnt im Leben des noch so rechtschaffenen Mannes.

Teilen? – Auch von Liebe und Sexualität. Darin sind wir Meister. Ich erfahre, wie Frauen von dieser Männertugend immer wieder schockiert sind. Wie sie nicht lassen können, was uns (fast) als selbstverständlich gelingt: dass uns orgiastische Lust möglich ist, selbst wo wir nicht lieben können. Mögliche Folgen: Der Zynismus, der sich dahinter zu entwickeln pflegt; unsere männliche Resignation in Sachen Liebe, vor allem dann, wenn wir erfahren, wie umfassend, ganzheitlich oder soll ich sagen: radikal? eine Frau Liebe lebt.

Nochmal: Du siehst, ich schliesse von mir, von uns auf's Allgemeine, immer auf der Suche sowohl nach der Formulierung meiner Erfahrung ebenso wie jener der *Tendenzen*, denen unser Geschlecht zu folgen pflegt. Ich tu's auch in der Hoffnung, Widerspruch zu provozieren. Widerspruch von Männern und Frauen. (. . .)

– *“Männliche” Haltungen*: Ich will hier nicht von Körperhaltungen reden. Auch sie wären, wie der Band von Marianne Wex über *“weibliche”* und *“männliche”* Körpersprache mit viel Bildern belegt, ein spannendes Thema. Ich meine die herrschenden, unsere Kultur und deren Wertsystem prägenden psychischen und geistigen Haltungen, die wir als *“männlich”* wahrnehmen. Darf ich sie wirklich als *“männlich”* bezeichnen? Oder sind sie schlicht die *Haltungen von Herrschenden*? Mit dieser Frage stelle ich den Grundansatz dieses Briefs an dich zur Diskussion. Ist es überhaupt sinnvoll, von Mannsein, Liebe und Gewalt in den gesellschaftlichen und privaten Zonen zu reden unter dem Gesichtspunkt der Geschlechterpolarität? Es gibt Leute, Rechte und Linke, die diese Sicht für untauglich halten. Von rechts her wird sie mit dem Hinweis, das alles sei gottgegeben und/oder Natur, abgelehnt, und *“der Mensch”* in seiner vielgestaltigen Verschiedenheit umfasst dann harmonistisch Frauen und Männer. Ein Freund von mir argumentiert von links her etwa so: Was Macht ist in der Gesellschaft und in uns, was Mächtige sind, ist nur politisch interpretierbar, nicht biologisch. Die Herrschenden sind eine soziale Klasse, ihr gehören Männer und Frauen an. Ihre Macht stützt sich – direkt und indirekt – auf den Besitz der Produktionsmittel. Diese Macht prägt das Bewusstsein derer, die sie ausüben; ihre Haltungen werden zu den allgemein herrschenden Haltungen, die du als *“männlich”* definierst. (. . .) Dieser uralte Geschlechterkonflikt wird, historisch besehen, von Klassenkämpfen durchwirkt und überlagert. Allein schon das Wort Herrschaft drückt unverblümt aus, welches Geschlecht politisch und kulturell oben ist. Meine Fragen gelten dem Mannsein und wie es in uns und in der Welt wirkt. Wie sich, nach

aussen und innen, die Kultur des Weissen Mannes äussert auch in ihrer deformierenden Rückwirkung auf uns Männer. Das ist keine biologische Fragestellung; ich frage nach den Ursachen und Wirkungen der herrschenden Kultur: sie ist ein Politikum.

(...)

Mir bleibt, dich hinzuweisen auf drei Fragen, auf die ich zum Schluss hin eingehen will:

- auf den Zusammenhang von Mannsein und Angst;
- auf das Wertsystem, das in uns herrscht;
- auf Loslassen als Schritt auf Befreiung hin.

Der Wunsch, unverwundbar zu sein. Die Existenz in den Kategorien von Krieg, von Sieg und Niederlage, erleben. Das Trennen, das Teilen der Welt in oben und unten, in Gut und Böse, in Fühlen und Denken – diese drei für uns weisse Männer charakteristischen Merkmale sind offensichtlich Reaktionen. Worauf? Auf eine Bedrohung. Sie sind Reaktionen einer Angst. Angst wovor?

Ich glaube – und Klaus Theweleit hat das ausführlich dokumentiert – ganz spezifisch männliche Angst. Ist es die ursprüngliche Angst vor der übermächtigen, nach Männerart nicht zu disziplinierenden Natur? Angst vor dem Befruchten, Keimen, Spriessen, Reifen, Sterben, diesem Zyklus, der durch den Tod in Wiedergeburt aufgeht? Angst vor dem Fliessenden, dem Strömen des Lebendigen, des Undisziplinierbaren, das wir bis heute als das uns verschlingende Chaos empfinden? Angst vor der Nähe in der Liebe? Ich frage.

Matriarchat ist nicht einfach die weibliche Entsprechung von Männerherrschaft. Matriarchat heissen die vieltausendjährigen Formen der Urkulturen – denke an die minoische Kultur in Kreta, an Ägypten, an Sumer. Sie alle waren, wie wir heute mehr und mehr erkennen können, geprägt von den Prinzipien des Friedens, des Hegens des Lebendigen. Sie waren matrilinear, waren mutterrechtlich organisiert, in Sippen, gelenkt von Frauen, die den Einklang suchten zwischen den Zyklen des menschlichen Seins und den Zyklen der Natur. Und: Matriarchat beruhte auf Gemeinschaftsbesitz.

Ich will hier nicht auf die einleuchtenden Thesen eingehen, die zeigen, wie sich das Vaterrecht aus der Viehzucht entwickelte, wie es die Sippenstruktur zerstörte, und wie dieses Recht zur Familie, zur Monogamie und zum Familienbesitz an den Herden führte. Ich meine nur: mit jenem für unsere ganze Kultur entscheidenden Schritt von der Zerstörung der mutterrechtlichen Ordnung zum jungen Patriarchat wurde Krieg zum Vater der Dinge. Von jetzt an, vor 5000 und 4000 Jahren, machten die Männer sich die Erde untertan mit allem, was lebt. Angst als das neu nun herrschende Prinzip? Jetzt gegen die Angst, bauten Männer Dämme. Sie grenzten ab und ein. Unverwundbar werden – hier tauchte der Wunsch vielleicht erstmals im Dunkel der Geschichte auf. Wer Macht hat, ist unverwundbar. Und Besitz ist es, was in der neuen Ordnung Macht verlieh. So wurde, wie feministische Wissenschaft zeigt, das Dasein zum Kampf um Macht, wurde zum Krieg um Besitz der Mittel zur Produktion.

Diesen Krieg kennen wir. Er findet auch heute statt, Tag für Tag. Nicht allein gegen die Natur, die darunter stirbt. Nicht allein in Nicaragua, in El Salvador, in Afghanistan oder Südafrika. Er findet hier statt. Er findet in der Konkurrenz bis auf's Messer, in der Marktwirtschaft statt, in den Büros, den Werkstätten; auch in den Wohn- und Schlafzimmern zwischen Mann und Frau. Und bereits führen ihn wahnsinnig gewordene Männerphantasien im Weltall. Unverwundbar werden durch star-wars-Systeme? Unverwundbar werden gegen Niederlagen durch 1200 Milliarden für Rüstung im Jahr?

Verstehst du, Lieber, warum ich mich frage, was mit uns Männern los ist? Warum ich vermute, die Dressur zum Mann verstümmle uns, sie mache uns tendenziell zu Amputierten, zu Wahrnehmungsideoten, zu Liebesunfähigen? Zu Herren der Schöpfung, statt zu deren Brüdern; zu Heldendarstellern, die zwanghaft ihre Reduktion zu leugnen gezwungen sind? Und dennoch profitierten wir? Frage: Sind Profiteure lernfähig?

Das in uns Männern wirkende Wertesystem ist jetzt leicht auf die simplen Formeln der Herrschaft zu bringen, die ihre Beschädigungen laufend weitergibt. Ich weiss, ich vereinfache, ich tilge Widersprüche nach Männerweise, wenn ich meine, die selten eingestandenen Formeln des Wertesystems *hinter* dem offiziellen Gesang von Frieden, Freiheit und Nächstenliebe lauteten: Buchstäbliche Herrschaft; Kampf um Besitz als Kampf um die Macht, oder, wie mir ein Taxifahrer in Zürich kürzlich sagte: "Hier fährt jeder gegen jeden". Der Kampf um Macht, also gegen die Angst, rechtfertigt jedes Mittel, notfalls Krieg, Folter, Gewalt. Er rechtfertigt das Töten von Menschen wie von Tierarten, er setzt das Gebot "Du sollst nicht töten" spielend ausser Kraft – mit dem Segen der gnädigen Herren, die zuständig sind für unsere Moral.

(. . .) Und dass gewissermassen flankierend dieses Wertesystem sich schützt durch Polizeigewalt, durch Armeen, durch ständig zunehmende Überwachung, durch Disziplinierung der Andersfühlenden, durch Aushöhlung und Missachtung der Menschenrechte in West und Ost, zuerst und zuletzt durch Triebunterdrückung, braucht uns jetzt nicht zu überraschen.

* * *

Sollen, nach allem, wir Männer und Machos und Vertreter der hier geschilderten Kultur uns nun in Selbstzerknirschung auflösen? Selbst das noch wäre patriarchales Verhalten – jetzt im Erleben einer Einsicht als Niederlage. Ich denke, wir dürfen uns ruhig wünschen, dass in einer wohl noch fernen Menschenkultur auch sogenannte männliche Qualitäten wie etwa Mut, Tatkraft, Grossmut, Loyalität, Denkvermögen neben der endlich möglichen Befreiung unserer Liebesfähigkeit ihren Platz gewinnen.

In den abschliessenden Sätzen nehme ich dein Wort nochmal auf: "Macho ist wieder 'in'. Warum?" – Jene Bilanz und die rasant zunehmende Zerstörung von Menschen und Natur fällt allmählich und im Zusammenhang mit den ökonomischen Krisen nicht allein Frauen, nicht allein politisch kritischen Leuten auf. Ich schätze, zumindest eine tief unterschwellig tiefgreifende Krise des Wertesystems ist für immer mehr Leute offensichtlich im Gang. Eine Wert-, eine Sinnkrise. Die ihr entsprechende Verunsicherung er-

fasst selbst die Träger der gesellschaftlichen Macht. Auf diese Verunsicherung gibt es, neben Mischformen, zwei Möglichkeiten der Reaktion.

Die eine: Noch mehr Panzerung der Psychen, noch mehr Härte, Disziplin, patriarchales Gesetz, Hierarchie und Ordnung. Noch mehr Panzer, noch mehr phallische Symbole von der Sorte der Pershings 2 oder der SS 20 - Raketen. Noch mehr Krieg gegen das Strömen des Lebendigen.

Diese beschränkte, aber herrschende Art der Reaktion ist charakteristisch für die Träger der Macht, etwa für Ronald Reagan. Diese Reaktion auf die Verunsicherung erzeugt Flucht- und Schutzbedürfnisse. Flucht in die altvertrauten Muster von gestern. So sind unversehens die Ladenhüter des Patriarchats (mitsamt kugelsichern Westen) wieder "in". Was meinst du?

Die Verunsicherung geht auch, gerade in unsern Beziehungen, von den Frauen aus, die ihrer bewusst geworden in Bewegung sind. Sie geht – nach oben – auch aus von der Öko-Bewegung, der Friedensbewegung, den Bewegungen gegen den machistischen Gigantismus der AKW's, des Autobahnbaus. Sie geht aus von der zähen Arbeit zahlreicher Gruppen, die als Frauen und Männer nicht mehr bereit sind, die Ausplünderung der Dritten Welt durch unsere Kulturträger und Kulturexporteure hinzunehmen. Hier wird die zweite Möglichkeit der Reaktion auf Verunsicherung sichtbar.

Diese Frauen und Männer sehen in der Verunsicherung ob der Bilanz auch der Zerstörung unserer psychischen Territorien die erste, entscheidende Voraussetzung für eine Entwicklung: für erste Schritte aus dem Gefängnis des Patriarchats. Mit ihnen und allen, die sich der Selbsterkundung und Selbsterfahrung auch therapeutisch aussetzen, glaube ich, wir haben keine andere Chance, als kritisch, als selbstkritisch die Verunsicherung zuzulassen. Keine andere, als kritisch zu fragen. Nein, keine andere, als wahrzunehmen, dass es letzten Endes um die Negation jeglicher Herrschaft geht: um Politik. Um eine Politik, die ihre Strategie und Praxis erst noch wird finden müssen. Dazu gehört, dass wir fragen lernen: Wem eigentlich und welchen Interessen dient sie, diese Zurichtung von uns Männern, wo sie doch längst *alle* beschäftigt? Und was also heisst, patriarchale Muster erkennen, für den politischen Kampf – du siehst, ich rede immer noch von Kampf . . .

Erste Schritte, privat und politisch. Wohin? Ins Offene – mehr weiss ich nicht. Was schlägst du vor? Frauen sind längst unterwegs, sie mit ihrem Leidensdruck, der grösser ist als der unsere, sie mit geschärfter Wahrnehmung – unterwegs auf der Suche nach der uralt-neuen Identität. Aber wir? Wir? – Unvermeidbar dürfte werden, dass wir Männer das Loslassen lernen. Loslassen von Besitzansprüchen und Macht. Loslassen der Menschen, die mit uns verbunden sind, im Bewusstsein, dass jede und jeder nur eigene Formen von Menschsein, nicht die durchs Patriarchat in uns verhängten, wird finden müssen. Dazu käme wahrscheinlich der Versuch, unsere Angst zu verringern, indem wir ins Ungesicherte – es erprobend, gehen – die Angst verringern auch vor den starken Gefühlen in uns, vor dem Zarten, vor der Gegengeschlechtlichkeit der Frauen und in uns selbst. Verzicht auf kolonialisierende Gewalt, auf psychische Gewalt. Dazu: Neugier – auf's Anderssein der Frauen und die andere, verschüttete Kultur in ihnen; aufs Anders-

sein der Anderen, der Fremden überhaupt. Neugier auf noch viel mehr Information über das, was uns auf dieses Mannsein herunterbringt und dessen Wirkungen im Makrobereich und im Privaten – dort, wo es auch um Liebe geht, um das menschengemässe Verhältnis zwischen zwei und mehr Leuten, wo's um Zärtlichkeit geht, um Sexualität und Lust und Befreiung zur Liebe in einem.

Sehen wir uns bald? Ich hoffe, dieser lange Schrieb könnte ein Anstoss sein. Nimm ihn als Anfang für ein Gespräch. Als Anfang. Ich grüsse dich. Sei umarmt!

Dein
Alter

* Der vorliegende Artikel wurde vom Tagesanzeiger-Magazin mit der Begründung abgelehnt, das TAM hätte bereits sehr viele Beiträge zu diesem Thema veröffentlicht.

Wir meinen, dass die Aktualität von Walters Text darin besteht, dass dieser in eine Diskussion eingreift, die – noch zögernd – gerade beginnt (vgl. etwa Das Argument 157, Berlin 1986).

Der Aufsatz wurde in Absprache mit dem Autor leicht gekürzt. Die Auslassungen, durch (. . .) gekennzeichnet, betreffen einige allgemeinen Überlegungen zur Weiblichkeit sowie ebenfalls allgemein gehaltene historische Exkurse.

Keine Angst
vor tiefen Preisen!

DISSERTATIONS-DRUCK
OFFSET-DRUCK
BINDEARBEITEN

XEROX-KOPIEN
15 RP. BIS 7,5 RP.

ohne Negativ
REPRO-FARBKOPIEN

<p>ADAG ADMINISTRATION & DRUCK AG</p> <p>Zürich Universitätstr. 25 8006 Zürich 01/4735 54</p> <p>Zürich Sellergraben 41 8001 Zürich 01/251 49 34</p> <p>St. Gallen Rosenbergr. 32 9000 St. Gallen 071/22 01 31</p>	<p>COMPUTER-DISCOUNT</p> <p>Verkauf von Computern, Druckern und Zubehör</p>	<p>KOPIE & DRUCK</p> <p>Fotokopie Repro-Farbkopie Offsetdruck Broschüren- und Dissertationsdruck</p>	<p>TASTO TEXT & DATA</p> <p>Text- und Datenverarbeitung Beratung und Verkauf Adressverwaltung Leserdruck</p>	<p>BINDEN & AUSTRÜSTEN</p> <p>Spiral- und Klappbindungen Lochen, Heften und Falzen</p>
---	--	---	---	---